

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

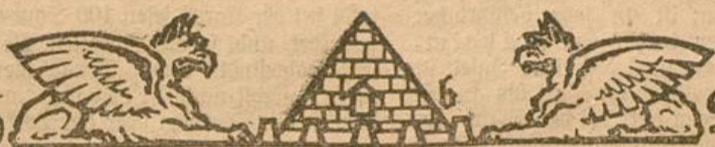
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920**

27.6.1920 (No. 26)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

9. Jahrg. No 26



27. Juni 1920

## W. Groos / Wanderschaft eines jungen Handwerkers zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Als ich, 1882 Oberamtmann in St. Blasien geworden, zu einem Vortrag über die Deutschen im Ausland eingeladen hatte, um eine Ortsgruppe des jungen „Deutschen Schulvereins zur Erhaltung des Deutschtums im Ausland“ zu gründen, fand ich die wirksamste Unterstützung durch die schlichten Worte eines Schreinermeisters, zugleich Bürgermeister des kleinen Amtsortes, der, was ich von dem Deutschtum in Südungarn gesagt, aus den Wahrnehmungen und Erlebnissen seiner Wanderschaft die Donau hinab bis Belgrad bestätigte. Er war wohl einer der letzten gewesen, die noch nach den alten Bestimmungen des Zunftwesens als Gesellen hatten wandern müssen, ehe sie die Meisterprüfung machen konnten. Mit der vollständigen Aufhebung hat man seinerzeit, wie auch sonst, das Kind mit dem Bad ausgeschüttet. Die Vorschrift hatte ihr Gutes: durch die gebotene Wanderschaft hatte der künftige Handwerksmeister Gelegenheit und Anstoß, auch anderer Leute Land und Art kennen zu lernen, und war der Gesichtskreis auch des einfachen Mannes zum Nutzen von Handwerk und Gemeinwesen daheim erweitert worden. Wenige freilich werden so lange auf Wanderschaft gewesen und so weit gekommen sein, als einer meiner Vorfahren in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, Emanuel Groß.

Von ihm ist ein in Schweinsleder gebundenes Tagebuch auf mich gekommen, dessen Schrift auf festem, nur etwas vergilbtem Papier und mit guter Tinte unschwer zu lesen ist. Es beginnt mit dem Geburtsjahr (1618) des Schreibers, dem ersten Kriegsjahr, und endet mit dem Jahr 1646 in Rom. Dazwischen liegen die Wanderjahre des früh Verwaisten, den sein Vormund aus der Schule herausgenommen und bei einem Schuhmacher hatte lernen lassen, von 1634 ab, also zwölf Jahre. Heimgekehrt, hat er sich in der damaligen Hauptstadt der unteren (evangelischen) Markgrafschaft Baden, in Durlach, niedergelassen und ist dort als „Ratsherr und Hofschuhmacher“ gestorben. So haben wir unter unseren Vorfahren auf Landleute (zuletzt den Schultheiß Jeremias Gros in Ellmendingen um 1500) und einen Stadtschreiber (Hans Gros in Pforzheim), auch einen Handwerker gehabt — wie in gleicher Stellung auch sein Sohn geworden ist, dem dann zwei Geschlechter von Pfarrherren, später ein Beamter (Immanuel Groos, gestorben als Beheimrat 1805 in Karlsruhe), ein Seelenarzt (Hofrat Dr. Friedrich Groos, gest. 1852) und ein Fabrikant (mein Vater Karl Groos in Pforzheim, gest. 1878) folgten.

Das Tagebuch hier wiederzugeben, verbietet der Raum; doch verdient wohl aus seinem reichen Inhalt einiges auch wörtlich herausgehoben zu werden als von allgemeinerer Bedeutung, weniger für das Handwerk des Schreibers, als volkswirtschaftlich und geschichtlich.

Gewissenhaft sind die Entfernungen seiner großen Reise verzeichnet, nach „Meilen“, wohl gleich zwei Wegstunden; als Handwerksbursche hat er sie gewiß meist zu Fuß gemacht. Sie ging bis 1639 durch Deutschland; vom Dreißigjährigen Krieg liest man in den Aufzeichnungen nicht viel: bei Nürnberg hebt er neben der „schönen Stadt“ und ihren „künstlichen Handwerksleuten“ auch ihre starke Befestigung hervor, bei Koburg das „sehr feste Schloß auf einem hohen Berg“, aber erst im Thüringer Wald wird's ihm unheimlich, „welcher sehr gefährlich und unsicher ist, durchzukommen“, bei Lützen „ist die große Schlacht geschehen, wo der treffliche Kriegsheld Gustavus Adolphus, König von Schweden, ist tot geblieben“. Weiterhin bei der Reise über Leipzig, Wittenberg, Halle nach Hamburg und Lübeck hat er nichts mehr von Kriegsläufen vermerkt, spricht nur bei Leipzig vom Handel und den Messen, dann von den „vielen und schönen Städten und dem fruchtbaren Boden im Lande Meissen“, der „trefflichen Hochschule in Wittenberg“, doch ohne Luther oder Melanchthon zu nennen, den Salzfiedereien zu Halle und Lüneburg, der „großen Handlung und Seeschiffahrt“ und dem Reichthum der Freien Stadt Hamburg. Vergeblich erwartet man auch zu lesen, wie er in der Fremde sich durchgeschlagen und wie er es auf seinem Handwerk gefunden. Von Lübeck, „auch eine Seestadt und schöne Festung, wie Greifswald und Stralsund in Pommern in schönen fruchtbaren Ländern“ zog er in das Königreich Dänemark über „Eckelfar“ (Eckernförde), Schleswig, „wo der Herzog von Hollstein Hof oder Residenz hat“, Flensburg, „die erste Station Dänemarken“, Apenradt und Hadersleben, von wo er nach Fünen und Seeland überseht, „4 Meilen über das Meer, der Belt genannt“. In „Rotschild“ (Röstilde) „haben die Könige ihre Begräbnis, sehr schön zu sehen“. „Kopenhagen, die Haupt- und königliche Stadt in Dänemarken, ist eine sehr schöne Stadt mit vielen Häusern und Straßen, am Meer, vor der all die königlichen Kriegsschiffe liegen, wohl befestigt mit Mauern und Wällen“. „Das Königreich Dänemarken ist ein schön Land, fruchtbar an Korn, mit vielen Stätten die am Meer hin und wieder liegen, sehr sicher und wohl darin zu reisen“. 1640 erreicht unser Reisender zu Schiff Danzig, „auch eine schöne Seestadt, und der König von Polen ist Schutzherr darüber wie auch über ganz Preysen“. Königsberg, „eine große Stadt, ist abgeteilt in 3 Stätt und die Churfürstliche Hofhaltung alldor. Alles, was Essensspeis anlangt, ist sehr gut laufs, Korn wächst alles überflüssig, daß etliche 200 Schiff voll werden aus Preysen in Hollandt gefahren, ist ein sehr gut Landt, es giebt sehr viele Stätt in selbigem Land und gehört unter das Königreich Polen“. „Anno 1641 reist ich über Insterburg, Georgenburg und Rawen (Rowno) in die große Stadt Wiltau (Wilna), die Hauptstätt in Littauen oder Under-Polen. Der König hat alle 3 Jahr Hofhaltung alldor.

Die Stadt ist sehr groß, ein Schloß darin, viel schöne Kirchen, allerley Religionen haben darin ihr Libertät: Juden, Türken und allerley Religionen". „Darnach nach Riga ist 40 große Meilen, ist die Hauptstadt von Liefland und gehört jeziger Zeit under das Königreich Schweden, welches sie den Polen durch Krieg hat abgenommen; eine schöne Meer-Port und trefflich stark". Pasirt ein groß Rivier, die düna genannt, ist ein stark schiffreich Wasser; auf der andern Seite liegt des Herzogs von Kurland sein Landt, als nämlich Mitaw, Chobingen". „Der Weg nach Reval ist 50 große Meilen. Unterwegs ist eine andere Stadt, heißt Pernew, die Grafen von Thurn haben ihre Residenz alldor; der König von Schweden hat es an sie gegeben, nachdem sie aus Boheim vertrieben worden seyndt vom Kaiser". „Die Stadt Reval ist vor kurzem die Grenz- oder Frontierstadt gewesen, sehr wohl befestigt, auch ein vest Schloß; die Moskawiter haben es belagert, aber nimmermehr gewonnen; nach der Zeit haben die Schweden Narwa gewonnen und viel Landts dazu, wohl über 50 Meilen lang, also daß ihr Landt jezund wohl verwahret ist. Die Stadt Narwa, 30 Meilen von Reval, ist eine sehr aus der Maßen starke Bestung". „Reval ist ein Meer-Port, eine schöne alte Stadt undt auf der einen Seit ist Finnland, auf der anderen Liefland". — So viel von den unseren Herzen theuren Ostseeländen, die Gott wieder einmal aus fremder Hand erlöset. „Anno 1642 ging ich zu Reval zu Schiff und nahm meine Reise nach Schweden; ist ein sehr gefährlicher Weg über das Meer zwischen Bergen hoch". „Stockholm, die Hauptstadt des Königreichs Schweden, liegt auf einer Insel, ist rings mit Wasser umgeben, und das volle Meer läuft bis an die Stadt zu undt all die großen Schiffe liegen hart bei der Stadt. In Stockholm gibt es sehr große Handlung von Kupfer undt Eisen, denn in Schweden gibet es sehr viel Eisen- und Kupferbergwerth. All die Kirchen sind mit schönem Kupfer bedeket, auch andere große Herrenhäuser, undt sonderlich das Königliche Schloß ist sehr schön und alles mit Kupfer überdekert. Die König haben allzeit ihre Hofhaltung alldor undt ist sehr kurzweilig in selbiger Stadt; es wird jeziger Zeit alles auf's Röstlichste und Herrlichste erbauet, all die Straßen undt Häuser werden gleichaus undt schön in einer Manier gebauet undt wohnen sehr viel Deutschen darin" usw. „Schweden ist ein sehr kalt Land mit viel hohen Bergen und Stein-klippen. Die Tag seindt Winterszeit sehr kurz, aber des Sommers auch sehr lang. Fisch undt Fleisch ist guten Kaufs, aber Wein undt gut Bier ist etwas theures. Man handelt all mit Kupfergelt; Korn wächst auch noch ziemlich genug darin. . . . . Es gibt sonst viel andere große undt kleine Stätt, als nämlich . . . . . und Obfal, eine große hohe Schule und Universität. Die Könige von Schweden sindt allzeit meist da begraben worden". „Aus dem Königreich Schweden bin ich abgereist undt zu Stockholm zu Schiff gangen, am 29. Tag Augustus undt den 4. Tag September in der Stadt und Bestung Stralsundt angelanget, in einem guten fruchtbaren Landt. Von da schiffen wir in Engellandt, kamen ersten an in dem Sundt, wo alle Schiffe, da in die Ostsee fahren, müssen passieren undt dem König von Dänemarken Zoll geben. Vor kompt man in die Nordsee undt kann fahren in alle Landten und Königreich, wo man begehret". „Nach viel großen Ungeflimb undt Gefahr seyndt wir in der Königlichen Haupt- und Seestadt London in Engellandt angekommen den 23. Tag October, mit guter Gesundheit. Undt unsere Reif von Schweden hat 8 Wochen lang gewähret allzeit auf dem Meere; ist 3000 Meilen von Schweden. London ist eine große lange Stadt, liegt an einem Rivier oder Wasserstrom gebauet, heißt die Themis, ist ein schiffreich Wasser undt das Meer läuft auf undt ab alle 6 Stundt und alle Schiffe können dorbei anlegen under der Stadt bei dem Castell. Es ist eine sehr große Handelsstadt mit viel reichen Kaufleuten bewohnt, die ihren Handel treiben in alle Landt undt Königreich; ist über die 6 englische Meilen lang, ist auch die Königliche Residenzstadt. Es gibt über die 100 Kirchen darin undt wird sehr gut Justicy oder Recht da gehalten in allerley Sachen, wie es sich gehört . . . . .". „Das Königreich Engellandt ist ein sehr gut Landt, hat viel schöne Stätt undt Dörfer, ist ein volkreich Landt und sehr fruchtbar. Man hat schier alles darin, was der Mensch begehret; es wächst zwar kein Wein darin, aber gleichwohl ist er nicht sehr theuer; alles was Essensspeiß anbelanget, ist aus der Maßen gut, als nämlich man hat schön Weißbrodt, gut Fleisch, Fisch undt allerley schöne Frucht, die aus andern Landten dahin gebracht werden als aus Spanien und Italien. Es gibt sehr schöne große Schof (?) als sonst in keinem Landt nicht gibt; schön gut Tuch undt andere Seidenwaren — alles nicht theuer". — „Die Reif von Engellandt und Frankreich anno 1644", kann ich, je ausführlicher sie beschreiben ist, wie später noch mehr die durch Italien, nur in knappem Auszug wiedergeben und darf das auch, da nun die Auf- führung der vielen Sehenswürdigkeiten, von Südfrankreich ab,

besonders der Reste des römischen Altertums, die man aus unsern Reisehandbüchern kennt, einen immer breiteren Raum einnimmt. Es läßt sich daraus schließen, daß der Wanderer die Lateinschule seiner Heimatstadt Emmendingen besucht habe. Die Ueberfahrt ging von „Dobern" (Dovre) nach Dünlirchen in Flandern; die Wanderung darn von „Cales" (Calais) „die erste Stadt in Frankreich, ein Schlüssel von Frankreich", Boulogne, Abbéville nach Paris: „ist hübsch rontd gebauet auf einem platten Feld, läuft ein Wasserstrom mitten durch, wird die Senne genannt; ist eine volkreiche Stadt; es gibt viel Kaufleut von allerley Landt darin. Der König hat schier allezeit seine Hofhaltung darin, alle die großen Herren Prinzen, Grafen und Edelleut müssen mit dem König allezeit dor wohnen, also daß die Stadt so voll Volk ist, daß es ein Wunder ist, zu sehen. Karossen fahren durch die Stadt. Es gibt sonst viel fremde Herren und Edelleut alldor, umb die Sprach und schöne Manieren zu lernen. Man hat viel schöne Sachen da zu sehen, sonderlich die schönen Brucken und schöne Häuser und Garten, als nämlich des Königs und anderer Prinzen ihre Garten undt Häuser in undt aus der Stadt, so daß wohl die Stadt Paris einem Land mag verglichen werden wegen der großen Menge Volchs, sonderlich wenn der König dor ist. Wenn der König aus- oder einfahrt, sind so viel Reiter all im Gewehr vor ihm her mit ihren schönen Trompeten, dornach vor undt bei der Karoff seien 100 Schweizer, alle mit schönen Libereyen gekleidet, undt so viel Karossen, die ihm folgen; viel Edelleut sindt sein Hofgesindt" usw. Genug hiervon und weiter durch Frankreich, zunächst nach Orleans, „man hat alle Post 2 oder 3 franz. Meilen ein Fleckchen oder ein Torf . . . . der ganze Weg ist schön mit einem Pflaster gleich wie in einer Stadt, ist sehr lustig, den Weg zu reisen". Der „sehr gute Wein" wird auch bei anderer Gelegenheit gerühmt. In Blois ist „ein schön Schloß; die Könige haben vor diesem ihren Hof allzeit darin gehabt; es gibt viel schöne Schlösser auf 2 oder 3 Meilen umb die Stadt, darinnen sich die Könige vor diesem verlustiert haben und da hin und her gefahren". Die zahlreichen Schlösser sonst an den lieblichen Ufern der Loire! Ihr folgt der Reisende über das vieltürmige Tours, die Studentenstadt Saumur, über Angers („Wein und Essensspeiß ist sehr: guten Kaufs"), die Handelsstadt Nantes bis La Rochelle („vor 20 Jahren sehr stark gewest worden undt unüberwindlich gerechnet, ist vom König mit Belagerung 15 Monate ausgehungert, undt der König ließ die Bestung ganz und gar verschleifen, sieht jezund einem torf gleich" usw.). Von Blaye kommt er die Garonne hinauf mit der Flut, „wenn das Meer auf undt abläuft", in die „hoch und weit berühmte Stadt Bordeaux". „Darin geschieht sehr großer Handel von Wein. Es kommen manchmal 2 oder 3 hundert Schiff dahin aus Holland, Engellandt und deutschen Seestätten. Es gibt sehr guten Wein alldor". An der Garonne herauf erreicht er über Agen und Montauban Toulouse (Tholose, die Hauptstadt von Langedoc) und über Narbonne, „einen Schlüssel von Frankreich an den Grenzen von Spanien oder Katalenien", Montpellier („viel fremde Studierende, umb Medijin zu lernen"), Nimes, „eine sehr alte Stadt, auf die Manier von Rom gebauet; es gibt sehr alte Gebäu und Antiketäten dor zu sehen. — der Tempel der Diana und ein ander groß rontd Gebäu mit sehr großen Steinen gebauet, noch ganz. Darin hat man vorzeits die Spektakel gehalten undt die Menschen mußten mit den wilden Thieren fechten". „Arles ist auch eine alte Stadt; es gibt auch ein rontd Gebäu darin und viele andere alte Sachen". Marseille „ist eine schöne Meerport, ein Schlüssel von Frankreich, wohl befestigt mit starken Kasteelen . . . . all des Königs seine Galeren liegen allzeit bey der Stadt, an Zahl 26 oder 27, wohl versehen mit viel Sklaven, Christen undt Türken. Ist sonst eine schöne Stadt, gibt guten Wein alldor, undt wächst dor im Landt auch viel andere schöne Frucht von Feigen, Manteln, Dementen und Dranienapfel, ist ein sehr warm Landt". 1646 fährt er zu Schiff über nach Livorno, „gehört dem Großherzog von Florenz, ist bei wenig Jahren erbauet und befestigt worden; viel englischen undt deutschen Kaufleuth wohnen alldor" . . . . Pisa „ist vordem Port an Meer gewesen, jezund ist das Meer ganz dorvon abgefallen". Bei den Bauten wird besonders auch der schiefe Turm genannt: „steht auch ein hoher Turm dorben, mit schönen Marmorstein aufgebauet; derselbige ist künstlich gemacht, hängt auf einer Seite, als wenn er wollt umbfallen, ist mit Fleiß so gemacht, hat 150 Staffeln aufzusteigen, ist von einem Teutschen gemacht worden". Von Lucca heißt es: „Der Kayser ist Schutzherr darüber undt die Stadt ist wohl versehen mit Bestung undt Geschüß. Man hat da für Geld alles, was man begehret; vor allen Dingen findet man so sehr guten Wein, daß einem das Herz wird erfreuet". Von Pistoiaen (Pistoja) reißt man all hübsch zwischen Weingarten, gleich wenn man in einem Lustgarten reißt".

Florenz Lage, Bauten und Kunstdenkmäler sind eingehend beschrieben. Den Namen der bekannten „Loggia dei Lanzi“ erklärt uns die Bemerkung: „Dor gegenüber (dem Palast des Großherzogs) wohnt die Deutsche Garde, 100 Trabanten, die allzeit auf seine Leib wachen“. Er schließt: „In Summa die Stadt Florenz ist eine aus der Maßen schöne Stadt, wohl gezieret mit schönen Häusern und Straßen. Es gibt auch sehr viel Edeltheut und gewaltige Ritterchaft alldor. Dasselbigen gleichen ist die Stadt auch wohl versehen mit allerley Seidenwar und schön gut Tuch und andern Kaufmannsgütern; auch wohl bedestiget“ usw. „Außerhalb der Stadt sind viel Lusthäuser, oberhalb viel lustige kleine Berge, unterhalb ein schön lustig und lieblich Thal, es gibt auch sehr starken roten Wein und der weiße Wein ist lieblich zu trinken“. Von „Hoch Siena“ wird nach Geschichtlichem und der Beschreibung die „gesunde frische Luft“ und „die schöne Landschaft, der guete frische Wein und andere guete Essensspeiß“ gerühmt. „Man findet allzeit viel teutsche Edeltheut und Studenten alldor, auch umb die Sprach zu lernen“. Vor Aquapendente erreicht er „dem Papst sein Landt“ und über Montefiascone mit „dem besten Muskadeller Wein in ganz Italien“ und Viterbo endlich „die hoch und weit berühmte Stadt, das Haupt der ganzen Welt vor diesem“, Rom und schildert nun — ein förmlicher Bändler — auf 68 Seiten „die viel schönen Sachen als nämlich Kirchen, treffliche Häuser und Antiquitäten, als eines fein ordentlich nach dem anderen“.

Als ob damit seine ganze Kraft erschöpft gewesen wäre, bricht damit plötzlich das Tagebuch der Reise ab. Hoffentlich ist er nicht, wie unserer Tage es in Italien mit deutschen Handwerksburschen Brauch gewesen, auf dem kürzesten Weg mit Schub in die Heimat

befördert worden! Genug, so viel ist sicher, daß er nach der Rückkehr ehrfamer Meister in der damaligen Residenzstadt Durlach geworden ist, und sogar (tatsächlicher) Hofschuhmacher des Markgrafen und Mitglied des Stadtrates. Das wissen wir aus den ebenfalls eingehenden Aufzeichnungen seines Sohnes und Nachfolgers, die, wie die der späteren Nachkommen — Pfarrherren und Beamten — wohl verdienten, auch einmal, wenigstens auszugsweise, veröffentlicht zu werden.

Die alten Menschen aus dem Grab steigen, sie vor uns handeln und fühlen lassen, so daß wir in ihre Seele sehen, in ihnen selbst uns wieder finden, an ihnen uns selbst erkennen lernen und in der Gewißheit der seelischen Uebereinstimmung zwischen ihnen und uns reich und stark werden — diese Pflege des Seelischen in der Heimat . . . ist einfach und jedem zugänglich, an keinen besonderen Bildungsgang oder bestimmten Besitzstand geknüpft . . . daß unserm Volk diese Art von Heimat gefehlt hat, ist mit unser Verderben geworden im Krieg. Zu Beginn des Krieges und in den ersten Kriegsjahren stand der einfache Mann unter dem Einflusse der Massenbegeisterung. Als diese schwand, hielt ihn nichts mehr als die eiserne Disziplin. Die großen Männer waren ihm zu groß — an den Seinen hätte er lernen müssen das stille . . . Dulden und . . . Zähne zusammenbeißen. Wenn seine Vorfahren, Menschen wie er, hinter ihm gestanden hätten, wenn er an ihnen Beispiele des Verhaltens in ähnlicher Lage gehabt hätte, dann wäre ihm selber der Halt entstanden, den er brauchte, da die Massenbegeisterung verfliegen war. Mit diesem Gedanken eines Aufstages „Gemüt und Aufbau“ im „Deutschen Volkswart“ mag am besten der meine seinen Abschluß finden!

## Emil Kast / Von altem süddeutschem und badischem Zeitungswesen.

Die Geschichte des deutschen Zeitungswesens ist eines der reizvollsten Teilgebiete deutschen öffentlichen Lebens und Werdens. Noch sind die hier zu hebenden Reichthümer meist dem Staub städtischer und staatlicher Archive nicht entzogen. Eine Reihe wertvoller und anregender Schriften läßt noch manchen unerwarteten Genuß aus Untersuchungen in diesem Gebiet erhoffen. — Die ersten Zeitungsanfänge sind im Briefwechsel zu erblicken, wie er in gelehrten Kreisen zuerst im Zeitalter des Humanismus und der Reformation in Mitteleuropa in Schwung kam. Wie heute schrieben sich damals die Herren Professoren und Privatgelehrten nicht nur ausgiebige Ergüsse Hefer „Fachsünpelei oder Familiennachrichten, sondern man teilte sich alles sonst Wissenswerte getreulich mit: Politik, Krieg, Hungersnot, Feuersbrunst, Unwetter, Mißgeburten und andere Wunder, Klatsch und dergleichen interessante „Zeitungen“. Bald trennte man die intime Korrespondenz von der zum Weiterverbreiten in größerem Bekannenzirkel bestimmten Allgemeinübersicht, indem man beide auf gesonderte Bogen fein säuberlich niederschrieb. — Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts waren auch die Handelskorrespondenzen der Augsburger, Nürnberger, Basler, Straßburger, Frankfurter, Kölner, Niederländer Kaufmannschaften inhaltlich wie dem Umfang nach ins Betrachtliche gewachsen. Man war verschiedenerorts auf den (verhältnismäßig späten) Gedanken gekommen, derart allgemein interessierende Nachrichten durch den Druck als Flugblätter zu vervielfältigen. Inwie ausländische Mitteilungen waren sehr begehrt, und schon um 1500 waren die Venezianer in der „beneidenswerten“ Lage, um eine „gazetta“ (kleine Scheidemünze) tagtäglich schriftlich Neuigkeiten „notizie scritte“ getroffen nach Hause tragen zu können. Kaum kam allerdings dieser schwingvolle Briefhandel recht in Übung, so stellten sich bereits alle heute so bekannten Beleihtindernisse als: Zensur, Bestellmodus und so fort ein. Die Behörden der weltlichen wie geistlichen Macht sicherten sich den Einfluß auf die Publikationen und Post, Hollwagen und Boten schleppten sich mühselig aus den Verkehrscentren in die Eindröden der Hinterwälder, um unter großen Umständen die ersuchte „Zeitung“ dorthin zu übermitteln. Auf einem Wilderbogen, der einen solchen kölnischen „Ordinari-Boten“ vom Anfang des XVII. Säkulums wiedergibt, ist uns ein Poem erhalten, das die Stoßseuser eines solchen Briefträgers vor mehr als dreihundert Jahren mitteilt. Wir vernehmen:

„Durch Windt, durch Schnee, ich armer Held  
 Bey dag, bey nacht lauff durch das Feld  
 Kein hit des Sommers mich aufhalt  
 Des winters schew ich keine kalt  
 Nachdem ich einem bottschafft bring  
 Empfahl man mich wohl oder gring  
 Viel newes und der zeitung vil  
 Ein jeder von mir wissen wil

Was soll denn tun ich armer Knecht  
 Damit man mich nicht halt für schlecht  
 Muß ich also sein warm und heis  
 Smden auch das so ich nicht weis  
 Kan mich auch wohl accomodieren  
 Und sagen was man gern tut hören  
 Das trinkgeld oft im wirtshaus blet  
 Das weib und kind sich wenig frewt  
 Wen ich dann schon lan hab gerunnen  
 So ist nichts dann bloße kost gewonnen.“

Aus den Meßrelationen (Katalogen) der Buchneuerscheinungen für die auf den Meßen eintreffenden Buchhändler, deren erste durch den Oesterreicher Michael von Aising in Köln 1583 verausgabt wurde, entwickelten sich zu Beginn des XVII. Säkulums allmählich Zeitungen in moderner Auffassung, vorzüglich in Frankfurt am Main. Im Format kamen sie über Buchquart noch nicht hinaus. Inhaltlich brachten sie außer den auf die jeweilige Messe bezüglichen Nachrichten allgemeine Aktualitäten, freilich sehr oft unzulänglich oder verstümmelt, da die Zensur allenthalten eine geradezu unheimliche Tätigkeit entfaltete. Die Fülle des darzubietenden Materials riet ein wöchentliches Erscheinen an; die spärlichen Ueberreste solcher Zeitungen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges sind auf Bibliotheken zu München, Stuttgart, Frankfurt a. M., Marburg, Heidelberg, in Norddeutschland und im Ausland noch einzusehen. Wahlos reichten sich die Berichte aneinander; die Berichterstattung konnte sehr gefährlich werden, zumal die Blätter teilweise schon ausgeprochene Tendenzen etwa konfessioneller Natur (München, Wien, Köln) verfolgten. — Die älteste erhaltene Zeitung nach unserer Beurteilung ist die Straßburger Zeitung 1609, von der ein Exemplar 1876 in Heidelberg's Bücherschätzen aufgefunden wurde. Frankfurt, Augsburg, Nürnberg zeichnen sich ebenfalls in diesen Jahrzehnten durch ein aufblühendes Pressewesen aus. Der Dreißigjährige Krieg bot ja Stoff in Hülle und Fülle; schon damals waren die unglaublichsten Sensationsmeldungen je blutrünstiger, desto begehrt. Gegen Ende des XVII. Säkulums bildeten sich die zahllosen moralischen, die ästhetischen, die Familienzeitschriften heraus. Das um 1680 das „Frankfurter Journal“ der Witwe Serlin über 1500 Bezahler zählte, war für damalige Verhältnisse etwas schlechterdings Unerhörtes.

Um eben diese Zeit, 1672, ist die erste Zeitung auf nachmals badischem Gebiet nachweisbar. Am 22. Mai 1672 wurde die — wie aus dem betreffenden Kurfürstlichen Erlaß hervorgeht — schon früher ausgegebene, dann aber eingegangene Zeitung zu Heidelberg erneuert. Der Fürst behielt sich dabei ausdrücklich die Zensur vor. Ueberhaupt, nicht ein Privatunternehmen, sondern ein Regierungsorgan wurde ins Leben gerufen. Dementsprechend ward auch Wert darauf gelegt, daß nur politisch harmlose und bei befreundeten

Mächten keinerlei Anstoß erregende Mitteilungen zur Veröffentlichung aufgenommen wurden. Uns befremdet dabei besonders, daß von Lokalem und Innerpolitischem nur soviel gebracht werden durfte, als höchsten Ortes für gut erachtet wurde: in jenen Tagen hielt man für geratener, der Bürger errege sich über ausländische Geschehnisse, als daß er sich unterfange, über Heimisches bedenklich den Kopf zu schütteln. — Freilich, lang ist diese Zeitung nicht im Umlauf gewesen; sie erlebte, als die Hofhaltung von Heidelberg nach Mannheim übergesiedelt war, nach Jahren, 1729, in der neuen Residenz eine Auferstehung, die indessen nicht einmal drei Jahre überdauerte. 1732 erhielt ein Frankfurter Verleger für Mannheim das Privileg, zweimal wöchentlich den „Courrier de la paix, et de la guerre“ und die „Frag- und Anzeig Nachrichten“ als Insertionsorgan zu vertreiben. Ob sie sich lange hielten, erscheint deswegen fraglich, weil Belegexemplare fehlen und bereits 1738 das neue „Frag- und Anzeigungsblatt“ Mathias Bayer's herauskam, welches unter veränderten Namen bis zu Beginn des XVII. Säkulums bestanden hat.

1756 verlegte Michael Maclot das erste „Karlsruher Wochenblatt“. Inhalt: Amtliche Verordnungen, Vorlesungen, Urkunden, Nichtpreise für Lebensmittel (die sind heutzutage also ebenjowenig ersinnlich wie die Buchdruckerstreiks, deren erster 1471 als Seherstreik für Basel urkundlich bezeugt ist). Inserate und Wissenschaftliches, „daß man dadurch ein allgemeines Vergnügen zu erzielen erhoffet.“ Das markgräflich privilegierte „Intelligenzamt“ (!) erteilte täglich Audienzen zur gehörigen Volkziehung für sorglicher Zensur. Interessant zu vernehmen ist, daß die feuilletonistischen Beiträge honorarfrei waren; die Herren Mitarbeiter außer um der Freude willen sich gedruckt zu sehen, nur honoris causa oder majorem gloriam schrieben. 1758 wird, da das oben geschilderte Unternehmen Maclots ganz guten Erfolg gehabt zu haben erscheint, ein neues zuwege gebracht. Im Januar tritt die erste Nummer der „Karlsruher Zeitung“ ihre Reise ins Land an. Auch dieses Blatt erfreute sich solchen Aufsehens, daß weder die Stürme der Revolution 1789 noch die Rigorosität napoleonischer Despotie ihm ans Leben konnten. — Gegen Ende des Jahrhunderts haben Bruchsal und Rastatt ihre lokalen Organe. Seit 1784 hat Freiburg sein erstes eigenes Blatt in der noch heute rüstigen „Freiburger Zeitung“. 1793 ge-

stellte sich ihr ein „Freiburger Wochenblatt“ zu. — 1803 wurde das „Karlsruher Tagblatt“ ins Leben gerufen. — Das XIX. Säkulum hat eine Ueberfülle badischer Blätter aufstauen sehen. Manches beträchtliches Organ läßt heute seine Stimme über die Lokalgrenzen hinaus hallen; gar viele sind nach kurzer Zeit im Nichts verschollen. Was die Zukunft der badischen Presse bringen wird, steht zum mindesten im Ungewissen.

Denen aber, die gar so sehr über die deutsche und badische Zeitungswelt räsonieren, sei als „Moral“ unserer Ausführungen ein Excerpt aus einem alten Büchlein (1697) zu wissen gegeben: „Zeitungs Lust und -Nutz“:

„... Die Zeitungen habe ich allemahl gern gelesen, lese sie noch gerne, und wollte, daß Du sie auch gern lesen möchtest, weil sie keine Boffen seyn, und einen redlichen Stadt-Man in Ehren erhalten, wenn man ihn fragt: Wie der Keyser, wie der König in Frankreich, in Spanien, Engelland, Polen, Schweden u. d. gl. heißen? Kauf- und gemeine Leute bekümmern sich zwar ebenso viel drum nicht; aber StaatsLeuten ist eine Schande, wenn sie nicht wissen, wer zu Wien der Nuntius Apostolicus sey: und, ob der Pabst Alexander, Innocentius, Paulus oder Coelestinus heiße. Solche Dinge erlernt man aus den Zeitungen, nicht aus den Büchern, und die Bücher, nebst großer Gelehrsamkeit, können auch einen Politischen Mann nicht schätzen; wenn er schweigen muß, als man bey Fürstl. Tafeln fraget: Wer dieser oder jener sey, dem die Sachen der Welt anvertraut werden? Ich habe oft über die Bedenten gedacht, die da große Politici seyn wollen, und nicht gewußt haben, was der Keyser vor einen Namen gehabt hat. Solche Schul-Fische gehören nicht in die Welt, und möchten wohl wünschen, daß sie vor ein paar 1000 Jahren wären geboren worden. Wir ehrliche Leute, die wir ist in der Welt leben, müssen auch die jetzige Welt erkennen; und hülf uns weder Alexander, Cäsar, noch Mahomet nichts, wenn wir klug seyn wollen. Will aber wer klug seyn und werden, wo er anders in der Stats-, Handels- und bürgerl. Gesellschaft leben will, so muß er Zeitungen wissen, er muß sie stets lesen, erwägen, merken und einen Verstand haben, wie er mit denen selben umgehen soll. Und ich bezeuge hiermit vor Gott und der Welt, daß, wer die Zeitungen nicht weiß (wann er anders ein Politicus seyn will), nicht geschickt sey, noch geschickt werden könne, sich in Welt- und Stats-Sachen einzulassen.“

## Der Westbau der Benediktinerkirche in Reichenau-Mittelzell.

Nach einem Vortrag des Ingenieurs Dr. Gruber im Karlsruher Geschichts- und Altertumsverein.

Das Benediktinerkloster Reichenau-Mittelzell ist im Jahre 724 vom heiligen Pirminius gegründet worden. Die erste große Kirche hat wohl der von 803 bis 822 regierende Abt Haito gebaut, Langhaus und Seitenschiffe der heutigen Kirche scheinen dieser Zeit anzugehören. Der interessanteste Teil der Kirche ist der größtenteils erhaltene Westbau. Er besteht aus Querhaus, Vorhallen und Turm. Die Westvierung ist durch Bogen vom Mittelschiff des Langhauses, den Seitenräumen des westlichen Querhauses und der Westapsis getrennt. Der Triumphbogen der Westapsis hat die gleiche Höhe wie die übrigen Trennungsbogen, die Apsis ist mit einer Halbkuppel überwölbt. Der charakteristische Schichtenwechsel von roten und grauen Werksteinen bei sämtlichen Bogen weist auf die Zeit um das Jahr 1000 hin. Der Halbkreis der Westapsis reicht im Grundriß etwa bis zur Hälfte des Turmes. Von einem westlich anschließenden, rechteckigen Raume mit grätigem Kreuzgewölbe führen zwei Wendeltreppen nach oben. Ueber diese erreicht man zwei übereinander liegende kleine, rechteckige, wie unten überwölbt Räume und gelangt unmittelbar über der Halbkuppelchale der Apsiswölbung in einen großen, den ganzen Turmgrundriß einnehmenden rechteckigen Raum. Wie man weiß, hat dieser Raum als Doppelpelle des heiligen Michael und Othmar gedient. Die beiden Säulen in der Mitte gegen Westen sind aus Marmor, einem Material, das in der Gegend nicht vorkommt, gebildet. Marmor Säulen sind zu jener Zeit eine auffallende Erscheinung und beweisen als Schmuckstücke von besonderem Wert die Bedeutung dieses Raumes.

Die Vermutung, daß durch eine Öffnung in der Ostwand der Michaelskapelle eine Verbindung mit dem Mittelschiff bestand, wie es der allgemeinen Baugesamtheit jener Zeit entsprach, wird durch den Baubefund bestätigt. Unter einem großen Entlastungsbogen fanden sich die Bogenüberwölbungen und eine Säule etner dreiteiligen Arkadenstellung, die die Michaelskapelle nach der Vierung — also nach Osten — öffnete. Im Dachwerke des Mittelschiffes sind Reste einer sehr frühen, mit Sicherheit in frühe, romanische Zeit zurückgehende offene Dachwerke erhalten, die bisher den Augen der kunstgeschichtlichen Forscher — auch Ablers, der in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts genauere Untersuchungen anstellte — vollständig entgangen sind. Unterbalken, die vorhanden gewesen sein müssen, um den Seitenschub aufzunehmen, bestehen nicht mehr. An den 88 erhaltenen Gespärren dieses offenen Dachwerkes finden sich keine Na-

gelsäher, die auf eine Holzverschalung der durch die Gespärre gebildeten Bogenform hinweisen. Es muß daher angenommen werden, daß auf der Reichenau das einzig erhaltene Beispiele eines bis unter die Schalung offenen Dachwerkes, wie es von den Germanen vom Hausbau in den Kirchenbau übernommen wurde, erhalten ist. Da im 11. Jahrhundert offene Dachwerke als eines Gotteshauses unwürdig und heidnisch grundsätzlich verboten waren, muß das Dachwerk in das 10. und 11. Jahrhundert gesetzt werden.

Diese Baubefunde werden durch den Mönch Purgardus bestätigt, der in einem um das Jahr 1000 verfaßten Gedichte die Bauten des Abtes Wittigowo (986—997) verherrlicht. Da der ganze Westbau offenbar aus einem Guß und einer Zeit stammt — die formale Ausbildung weist auf die Zeit um 1000 — muß Wittigowo als Erbauer der Westanlage angenommen werden. Wie Purgardus deutlich sagt, errichtete Wittigowo über dem alten und neuen Teile der Kirche ein gemeinschaftliches Dach, dessen Reste wie oben beschrieben, über dem Mittelschiff zwischen westlicher und östlicher Vierung erhalten sind.

Die Notiz, die in der Chronik des Mönches Gallus Dehem von der Weihe des Westtors 1048 zu Ehren des Evangelisten Markus spricht, bezieht sich wohl auf eine Umweiche. Um diese Zeit setzt erst die Reliquienverehrung großen Stiles ein. Purgardus erwähnt endlich eine Halle in der Höhe, die dem heiligen Michael und Othmar geweiht war.

Es entsteht nun die Frage, wie der ursprüngliche Zustand des Westbaues gewesen sein mag. Ein offenes Dachwerk auch über dem ganzen westlichen Querchiff kann nicht angenommen werden, da die schwierige Konstruktion einer Durchdringung zweier offener Dachwerke damals noch nicht bewältigt werden konnte. Eine im Südgiebel des westlichen Querchiffes liegende vermauerte, rundbogige Tür, welche die gleiche Mauertechnik wie die Bogen in der Ostwand der Michaelskapelle zeigt, ist nur unter der Annahme verständlich, daß der Dachraum des Klostergebäudes hier abgeschlossen habe. Sie wäre zwecklos gewesen, wenn auch über den Seitenräumen des westlichen Querchiffes ein offenes Dachwerk gelegen hätte. Es ergibt sich der Schluß, daß das offene Dachwerk über dem Mittelschiff zwar bis an die Ostwand des Turmes durchging, daß die Seitenräume des Querhauses aber flach gedeckt waren und die Sparren ihrer Dächer gegen das Hauptdach als Schiffsparren anstelen.

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der Scheidbogen zwischen Mittelschiff und Westierung in Höhe des Hauptgestimmtes wagerecht abgedeckt war und nur eine Rißur an dieser wichtigen Stelle des Bauorganismus darstellt. Nach Ostendorf ist diese häufig vorkommende Anlage auf italienische Vorbilder, vor allem San Prossede in Rom und San Beno in Verona zurückzuführen, wie ja italienische Einflüsse schon im Querschnittsverhältnis der Kirche klar zutage treten.

Die äußere Erscheinung des Westturmes ist nicht mehr mit Bestimmtheit festzustellen. Sicher erscheint nur, daß über dem Kapellengeschloß ein Geschloß gleicher Höhe — es war wohl die Glockenstube — folgte, denn eine Gekuppelung ist bis zu ihrem obersten Abschluß erhalten. Als Abschluß des Turmes kann ein einfaches Satteldach angenommen werden.

Welche Stellung nimmt nun der Reichenauer Westbau innerhalb der gleichzeitigen Benediktinerkirchen ein? Der Zweck die-

ser Westbauten war wohl hauptsächlich, wie auch der St. Galler Grundriß angibt, Altäre für die Erzengel aufzunehmen. Die Verehrung dieser wahrhaften Engel, in erster Linie des Erzengels Michael, ist ein ausgesprochen germanischer Einschlag im Kult der Kirche und der christliche Ersatz für die Verehrung heidnischer Gottheiten, vor allem des Donnar, dessen Kultstätten auf Bergen und erhöhten Orten lagen. Diese Einzelverehrung scheint etwa vom 8. Jahrhundert ab eine immer steigende Bedeutung gehabt zu haben, die den Gedanken des Turmbaues in der gesamten Kunst nördlich der Alpen offenbar wesentlich förderte. Da man das Heiligtum so nahe wie möglich haben wollte, wird der Erzengelaltar und damit der Turm mit der Kirche in unmittelbare Verbindung gebracht. So ist aber der Beginn zu einer Entwicklung gegeben, die in Gebilden, wie dem Westturm des Freiburger Münsters, Blüten von einer einzigartigen Schönheit entstehen läßt.

## Franz Hirtler / Schwarzwälder Kinderreime

Sie sind ein kleines Stück Volksdichtkunst, die Verse, die hier betrachtet werden sollen. Dichtkunst? Mancher Leser oder manche Leserin mag ein wenig abschätzig darüber die Nase rümpfen: was sollen diese einfältigen Sprüchlein, die aus dem Munde von Schwarzwälder Bauernkindern gesammelt wurden, gemein haben mit dem feinschmiederschen Begriff von Poesie, den wir literaturüberfüllten Menschen in uns tragen? Aber: vielleicht gerade nach der Überfüllung mit dem artistischen Konditorzeug neuester Dichtung tut und das Bauernhausbrot dieser Stammelverse wohl. Man sehnt sich nach dem Einfachen und Einfachsten, und unversehens sind ja auch schon manche Poeten dieser Sehnsucht entgegengekommen, wurden primitiv, lasten dadaistisch. Dies ist gemachte Schlichtheit, Schauspielersches Getue, raffiniertes Verzichteln und unechtes Stammeln, der Gehalt unserer wildgewachsenen Kinderreime ist aber echte Einfachheit und primitives Formgefühl.

Aber wozu diese Sprüchlein literarisch würdigen? Ihr Wert darf ganz unphilologisch gewürdigt werden. Sicherlich werden diese Gedächtlein in jedem Erwachsenen, der sie vernimmt, die Erinnerung wachrufen an die Zeit, da er auch solche Verselein hersagte. Das Kinderland ist eine Heimat, in der wir alle einmal geweilt haben, und an die wir umso lieber zurückdenken, je älter wir werden. Dorthin möchte ich die Leser dieser im Simonswäldertal (bei Waldkirch) gesammelten Reime zurückführen. Vielleicht werden Mütter im alemannischen Sprachbereich eines oder das andere dieser Sprüchlein ihren Kindern vorlesen und finden, daß die Kinder sie besser aufnehmen und behalten als etwa die eigens von Kinderdichtern der Gegenwart für sie verfertigten Sprüche.

Nach dieser Einleitung könnte die Erwartung des Lesers, der diesen Dingen fernsteht, schon etwas zu hoch gespannt worden sein. Darum soll noch vorausgemerkt werden, was das Wesentliche an diesen Poesien ist. Sie sind Spiele. Reimspiele. Wortspiele. Sie sind Sprechgesang mit ureinfachstem Rhythmus und Tonfall. Die Kinder lieben den Gleichklang der Worte, ja, es darf schon ein starkes Reimgeflingel sein. Ihnen sind nur gereimte oder alliterierende Verse beachtenswert. Der Sinn ist in vielen dieser Sprüchlein ganz zur Nebensache geworden. Ein eigentümlicher Reiz haftet aber an den scheinbar wahllos verwendeten Worten, man fühlt die ursprüngliche Lust eines eben erst zur Bewußtheit erwachten Menschleins, Worte zu gebrauchen und die Freude, sie in irgendwelche Beziehungen bringen zu können. Erstes Regen schöpferischer Kraft offenbart sich.

Besonders beliebt sind daher Reime, die sich auf die Vornamen bilden lassen, zum Beispiel:

Augustii,  
loß d' Henne rii,  
loß de Guller laufe!  
's kumt e alte Bettelmaa,  
er möcht de Guller laufe!

Oder:

Theres!  
d' Raß isch bees.  
Si goht an' Schped!  
Jag si weg!

Oder:

Micheli,  
Sicheli,  
goht in d' Gern (Gerste)  
schneid d' Gern,  
loßt im Bur s' Körnli schtoh,  
nimmt de Loh  
un schpringt devo!

Oder:

Annemareile  
het sübezeh Säuli,  
het eis verlore  
im Randelwald obe,  
het's wieder g'funde  
im Untertal unte!

Zum Spott ist hierbei natürlich reichlich Gelegenheit gegeben:

O du alti Dooredee  
mit de krumme Füeh,  
bisch sübe Johr im Himmel gsti,  
hesh wieder abe mieß!

Die Kritik eines Dorfgeden:

Gwächsti Schtiffeli  
in e Frad  
in kai Krücher  
Geld im Sad!

Manchmal gibt solch ein Sprüchlein das Bild einer häuslichen Szene:

Annili,  
Bastannili,  
schtand uff un mach e Recht!  
I hder ebbe böbberle! (Hopfen)

's isch nur der Hans vum Weberle  
mit sinre lange Piffse,  
het hunderttausend Löcher dra,  
drum kann er au so piffse!

Man sieht, der Reim auf den Namen wird, wenn sich kein bequemes, vorhandenes Wort findet, einfach durch ein erfundenes Klangwort erzeugt: Annili — Bastannili. Daß oft naive Verbtheit nicht fehlt, mag dieses Sprüchlein andeuten:

Seppli,  
mit 'me Höppli (Hopfer)  
schleds Rudelbrett a!  
's het e Hüenli druff  
schled's nochemol a!

Die Annahme, daß ein Teil der Kinderverse Überreste von alten Reigenliedern seien, nach denen in vergangenen Jahrhunderten die Bauernmädchen und -Burschen um die Dorfände tanzten, wird sich für unsere Beispiele schwer beweisen lassen. Doch ist sicher, daß viel altes Sprachgut darunter ist, das von Kinderesgeschlecht zu Kinderesgeschlecht sich fortgeerbt hat. Bei manchen aber ist es sehr wahrscheinlich, daß sie in früheren Tagen beim Reigen der Dorfjugend oder ähnlichen Veranstaltungen Verwendung fanden, ja, daß sie auf bei solchen Anlässen üblichen Improvisationen beruhen. So zum Beispiel bei diesen:

Annili mit der rote Brust,  
kumm, mir gehn in d' Haselnuß!  
D' Haselnuß sin no nit zittig! (reif)  
Kumm, mir gehn ins Haberlaub! (?)  
's Haberlaub het no lai Laub!  
Kumm mir gehn ins Döbill nuff!  
Im Döbili hem mir e Kindli g'funde!  
Wie soll denn des Kindli helpe?  
Edegaregeiße!  
Wer tuet denn die Bindeli wäsche?  
's Annili mit de Blabbedäsche! (Plappermäulchen)

Oder:  
 Sit isch Rilwi, morn isch Rilwi  
 bis zuem Zischtigobed! (Dienstagabend)  
 Wenn i zue miim Schähli kumm,  
 sag i: Gueten Obed!  
 Gueten Obed Schähli,  
 wo hest denn dii Breheli?  
 Hinterem Ofe an der Wand!  
 Rüechnibade isch tai Schand!

Oder:  
 Fiiürobe! Fiiürobe! (Feierabend)  
 Schlag d' Ruchidüer zue!  
 Wie danze die Maidli,  
 wie kleppre die Schueh!

Später mag dann der Brauch der Reigenprüche abgekommen sein und die Verse wurden von den Kleinen übernommen. Die meisten Kinderreime verdanken aber jedenfalls ihre Entstehung und Erhaltung den die kleinen Schoßkinder hütenden Geschwistern und Mägden. Sie unterhalten sich und die Kinder durch Lieder, durch Erzählen von frommen oder gruseligen Geschichten und durch Vorsagen der alten Gedächtnisse, die sie selbst einmal von den Älteren gehört hatten. So sagen sie dem stets neue Geschichten verlangenden Sprößling:

's isch emol e Männli un e Wübli gfi,  
 si henn e wihgrau Rähli g'ha.  
 Er hetts welle, sie hetts welle —  
 Mueß i dirsch jeh nomol verzelle

Sie beruhigen das weinende Kind mit dem Sprüchlein:

Sooli,  
 mü Rohli (mein Schwarzer)  
 hett Haderstrümpf a, (Holzhaderstrümpfe-  
 hett wissi, (Gamaschen)  
 hett schwarzi,  
 hett Köllli dra!

Das brave Kindlein wird gelobt:

Hansjergli am Bach,  
 hett lutter guet Sach,  
 kann mäje, kann säje, (mähen, säen)  
 kann Knöpfli 'nabdräie! (schluden)

Oder:  
 Annemarei isch immer sideli!  
 Wenn's drei Bage hett,  
 trinkt's e Kaffeeli!

Man erzählt ihm auch die drollige Tierhochzeit (Hoszig):

's piffet e Müsli, 's giiget e Müsli,  
 's schlecht e Rähli d' Trumme. (Trommel)  
 Mli Diekli, wo Wedeli henn,  
 solle zum Hoszig kumme,  
 Löffel un Gawele mit sich bringe  
 un de Sätuel ans Fiddle bingel!  
 Ei, schlag de Dunder drü!  
 Wa isch des für e luschligi Hoszig gfi!

Oder die ironische Geschichte vom Schneider und der Gaß:

D' Gaß goht in de Dobel nuff,  
 der Schneider hodet obedruff!  
 D' Gaß macht: mäh!  
 Der Schneider sait:  
 Wart, du alter Raib,  
 i mueß d'r e paar gee!

Die größeren unter den Kindern mögen sich ihre Verse schon selbst gemacht haben. Dies gilt besonders von den Abzählreimen. Sie sagen:

Wins, zwai, drei,  
 Bjaebadedei!  
 's schtoht e Männli unterem Dach.  
 's hett e schtaubigs Hüetli uff.  
 Magd hol Wü!  
 Knecht schent ii!  
 Herr, suff us!  
 Un du bisch druff!

Ganz eigentümliches Kauderwessch ist dies:

Emne denne duubedenne!  
 Daarius, Edeballe!  
 Simpernalle!  
 Bia, bia Luff!  
 Un du bisch druff!

Wenn ein Gwitter aufzieht, veranstalten die Kinder oft das folgende Reimspiel in Gesprächsform:

's kumt e Wetter —  
 said d' Rätter!  
 's isch nit wit —  
 fait de Wit! (Witus)  
 's wird scho kumme —  
 fait der Dumme! (Thomas)  
 's isch scho do —  
 fait de Mo! (Mann)

In der Form von Frage und Antwort ergeht sich der gereimte Halbinsinn dieses sehr beliebten Spruchverses:

Wo kummsch her?  
 Us'm hintere Keer! (Keller)  
 Wa machesch dort?  
 Zadeefahre! (Pflügen)  
 Wer hebt de Pflug  
 Der Essigkrug!  
 Wer locht z' Mitag?  
 D' Marei!  
 Wer trait's nii? (trägt's hinein)  
 D' Rätter!  
 Wer dedts zue?  
 Der Dedelbue!  
 Wer fricht's uus?  
 D' Rahnuus!  
 Wirf de Löffel zum Fenschter nus!

\* \* \*

Zum Schluß seien noch einige Rätselverse mitgeteilt, die nicht die schlechtesten sind, wenn auch manchmal das Fehlen jeglicher Logik die Lösung sehr erschwert. Zum Beispiel:

Hoch wie e Huus,  
 nieder wie e Muus,  
 härt wie Horn,  
 süß wie Hunig,  
 bitter wie Gall —  
 wa isch sell?  
 (Ruhbaum, Ruß und deren Kern.)

Oder:  
 Drei vierrädri Dänz,  
 drei hoorigi Schwänz,  
 e Klappermämmli un e Schnellbüx —?  
 (Postpferde, Postillon mit Peltche.)

Dies sind keine Knacknüsse, die eine verstandesmäßige Lösung erfordern, sondern eigentlich poetische Umschreibungen der Dinge. Mehr noch gilt dies für die nicht gereimten Rätsel. Da heißt es zum Beispiel:

Borne Fleisch, un hinte Fleisch, un mitte Holz un Ise —?  
 Der Pflug ist es, vornen mit Ochsen bespannt und hinten vom Bauer gehalten.

Oder:  
 E hohli Mueter, e dürre Batter, e fett Kind —?

Ja, was soll dies nun sein? Das sind Butterfäß, Stöbel und Butter. Wer aber fände die Lösung des folgenden Rätsels:  
 's schpringe zwei enander no, es verwischt fein' der ander —  
 Eine Spinnerin mag einst die Haspel am Spinnrad sinnend betrachten und dabei diese Anschauung gewonnen haben.

Mit Rätseln vertreiben sich die Kinder und manchmal auch mit ihnen die Erwachsenen die Zeit an langen Winterabenden. Um die Lampe ist die Familie versammelt. Dem Gefragten, der sich vergebens den Kopf zerbricht, rufen die Kinder zu:

I rot dirsch denn —  
 i sag dirsch denn —  
 un wemms nit weisch:  
 Efel heisch!

Auch die Völker (das Gesinde) finden sich manchmal dazu ein, und wenn die größeren Töchter und die Mägde spinnen, dann mag eine Stimmung entstehen, die dem Bilde Ludwig Richters von der Spinnstube entspricht. Die gemütliche alte Zeit ist aber leider auch schon im größten Teil des Schwarzwaldes vorbei. Die Volkskünste der Uhrschilddmalerei, Holzschneiderei, heimatliches Singen und Musizieren sind fast schon am Aussterben, besonders in den von der Industrie heimgesuchten Gegenden. In stillen Tälern findet man aber noch lebendige Zeugnisse der künstlerischen Kräfte, die im Schwarzwald wolle schlummern und deren Spuren man vielleicht auch in diesen kindlichen Reimen und Rätseln erkennen kann.

## Franz Schnabel / Wilhelm Hausenstein.

Süddeutschland ist auch im künstlerischen Leben allzu lange von Berlin abhängig gewesen, und erst langsam und allmählich beginnt es sich seiner eigenen Wurzeln zu freuen und ihrer zu warten. Volkstunde und Heimatpflege, die wir seit Jahren an dieser Stelle zu erwecken suchten, scheinen nun endlich doch ihre Auserkennung zu feiern, und wenn sie auch noch nicht allzu tief das Schaffen der Lebenden ergriffen haben, so dürfte doch der Tag, an dem die großstädtisch-moderne Jagd nach dem Neuesten und Allerneuesten an ihrer eigenen Ungeheuerlichkeit zugrunde geht, selbst für Berlin nicht allzu fern sein. Nur die Kunstkritik scheint einstweilen in erhabener Konkurrenzlosigkeit an der Spree zu thronen, und man hört auf sie wie auf ein Orakel. Kein Wunder freilich! Denn Heimatkunst und Heimatpflege sind nach Art und Weisen allzu naiv und ungewollt, als daß sie große theoretische Vorkämpfer hervorbringen könnten, und was die süddeutsche Art in Vergangenheit und Gegenwart andererseits an hoher und höflicher, an klassischer und absichtsvoller Kunst hervorgebracht hat, haben wir uns selten von den Kennern im eigenen Lande deuten lassen. Aber so sind wir nun einmal! Wir haben in Wilhelm Hausenstein, dem gebürtigen Karlsruher, der seit Jahren in München lebt, den hervorragendsten Historiker und Interpreten unserer süddeutschen Kunst, doch nur die wenigsten wissen es und kennen die feinen Werke, in denen von der klassischen und barocken Kunst unserer süddeutschen Heimat und von ihren großen Söhnen, den vergangenen und den noch schaffenden, gesprochen wird. Kurz und gut — ich halte mich für verpflichtet, einmal für unseren süddeutschen Historiker und Kritiker in seiner Vaterstadt das Wort zu führen, da er nun jetzt gerade mit einer Sammlung seiner Essays gewissermaßen ein Resümé seines wissenschaftlichen Lebens vorgelegt hat.<sup>1)</sup>

Vor einigen Monaten habe ich an dieser Stelle von Hausenstein's jüngstem Buche über das Barock berichtet („Karlsruher Tagblatt“ vom 18. März), und ich habe dabei den spezifisch romanisch-süddeutschen Einschlag betont, den Hausenstein's Studien so sehr zu lieben scheinen und der in der Kunst des Barock, in der historischen Individualität von München und Würzburg, von Bruchsal und Mannheim so leuchtend und so herausschauend er-

<sup>1)</sup> Wilhelm Hausenstein, Seiten und Bilder. München 1920. Verlag „Der Neue Merkur“, 162 S.

glüht. Das ist keine volkstümliche Kunst — gewiß nicht! Aber schließlich ist auch die kirchliche und fürstliche Kultur der Barockzeit trotz klassischer und französischer Ursprünge doch eine süddeutsche Arbeit aus schöpferischer Kraft und klingt in dem Schaffen selbst der Jüngsten wieder vernehmlich auf. Diese Tatsache, die so nur ein Süddeutscher finden und formulieren konnte, kehrt in allen Büchern Hausenstein's immer wieder — in dem Werke über die großen Illustratoren des Rokoko, in jenem über das Nacite in der Kunst oder über den Geist des Barock, in allen seinen zahlreichen Publikationen über moderne und modernste Arbeiten, und jetzt besonders auch in den gesammelten Essays. Wie fein und tief weiß unser Kritiker etwa Stevogt zu verstehen, den Bayern, den noch niemand vor ihm so aus seiner süddeutschen Wurzel erklärt hatte; oder Alfred Walter Hemmel, den Dichter, der mit starker und fast starrer, erdgeborener Heimatliebe die Ehrfurcht vor der weltweiten Größe der echten Kunst verband.

Die weltbürgerliche Weite — weil sie einst in dem Jahrhundert der höfischen Kunst Süddeutschland mit glänzenden Werken und mit einem freien Geiste geschmückt hat — bezeichnet den Standpunkt, von dem aus allein der Kunstschriftsteller unsere heimische Art verstehen kann; und so ist Hausenstein auch der fremden Kultur immer ein guter Deuter gewesen. Ich kann hier nicht all die Lesefrüchte ausbreiten, die aus den Essays gerade über französische Kunst zu sammeln sind, und auch nicht die über flämische Kunst: Hausenstein ist ja lange in Brüssel gewesen und hat an dem — dann freilich so schmächtig gecheiterten! — Versuch einer flämischen Wiedergeburt mitgearbeitet. Und noch eine Tatsache will ich nicht vergessen, die in das Bild des Historikers und Kritikers Hausenstein ganz besonders hineingeht und der man auch in seinen Essays immer wieder begegnet: ich meine seine eigene Art der Betrachtung, die mit ästhetischen Bemerkungen sich nicht begnügt, sondern überall auch nach den gesellschaftlichen, geschichtlichen und auch nach den wirtschaftlichen Voraussetzungen der künstlerischen Erscheinungen sucht. Hausenstein ist mit dieser Methode vorangegangen, als sie noch wenig beliebt war, und er übt sie noch heute mit Meisterschaft; so füllt auch seine gesammelten Aufsätze, gleichsam als Quintessenz seiner Lebensarbeit, einen weiten Rahmen und reichen von moderner Machtpolitik bis zu dem Probleme von Kunst und Revolution.

## Wilhelm Zentner / Meine Mutter.

Die du mich so verstehst, die stet und leise,  
geliebte Mutter, mich so treu beraten,  
wie könnt' ich deiner stillen frommen Weise  
beim kleinsten meiner Schritte je entraten?

Steil ist mein Weg, auch klingt so hart und helle  
des Wandrers Tritt auf den granitnen Pfaden,  
doch abends grüßt von hoher Bergkapelle  
dein Bildnis, Mutter, Mutter, du der Gnaden!

O Ampeltrost der milden braunen Augen,  
ausstrahlend aus den andachtsoffnen Pforten —  
nun mag ich wohl zu neuem Tagwerk taugen,  
da solch ein Weiheabend mir geworden!

Denn meine Seele, Mutter, ist dein Eigen  
mit Schmerz und Jubel, die sie bunt erfüllen;  
vor allen andern Menschen lern' ich schweigen,  
dir brauch' ich keine Regung zu verhüllen . . .

## Auguste Supper / Nösle und Nösles Großvater. Skizze

Nösle heißt meine Freundin. Aber, daß ich's gleich sage: Sie ist ein wurmstichiges, verkümmertes Nösle, ein kleines, blaßes Ding, das keinen Blick durch prangende Schönheit auf sich zieht. Im Schatten der Armut und der Krankheit aufgewachsen, hat sich nicht viel Rosenhaftes an ihr entwickeln können. Eher sind die Dornen gut gediehen, die ja nicht so nötig Sonne brauchen und überall fortkommen. Aber doch — wenn eine gewisse Sorte von Wind über mein Nösle streicht, strömt ein feiner Duft aus ihrem Tiefsten, bei dem man an edle Sorten denken muß, die nicht auf allen Beeten wachsen. Vierzehn Jahre ist Nösle alt; aber sie sieht aus wie zehnjährig. Ihr ungewachsener Rücken macht sie kleiner als sie eigentlich ist, ihr weißes Gesicht hat etwas Kinderhaftes. Nur ihre Augen sind klar, wie die Augen der Armeleutkinder und der Hunde, die strenge Herren haben.

Sie trägt Zeitungen aus. In einem alten Kinderwagen, der sicherlich einst glanzvolle Tage gesehen hat, schiebt sie ganze Päckte dieser Teufelsakten durch die Gassen. Und zwar hat sie die extremsten Sorten beieinander. Mich wundert oft, daß es keinen Radan, keine blutige Balgerei in dem Wagen gibt, denn da liegt, ich hab' es selbst gesehen, der allerlinkste Liberalismus neben Zentrum und Bauernbund.

An gewissen Plätzen läßt das Nösle ihren Wagen stehen, nimmt einen Pack Blätter unter den Arm und geht damit in die Häuser. Ich habe sie oft und lang beobachtet bei ihrem Tun. Aber ich muß sagen: Nachmachen könnte ich es ihr nicht. Die absolute Sicherheit, mit der sie hantiert, die Ruhe, die Zielbewußtheit, die aus jeder ihrer Bewegungen spricht, ist zum Verwundern. Sie scheint nicht zu ahnen, welches Unglück entstehen könnte, wenn sie einmal die Leisblätter ihrer Kundschaft verwechselt, wenn sie die Münchener Neuesten unterschöbe, wo man die Germania sehnsuchtsvoll erwartet, oder den Vorwärts statt der Kreuzzeitung durch den Türspalt steckt. Ihre tiefe, stille Harmlosigkeit in diesen Dingen hat etwas Mührendes, ja Ergreifendes. Man denkt an jenes Wort, wonach in einer zukünftigen seligen Zeit die Kindlein vor dem Loch der Ottern spielen werden.

Einmal an einem trüben Tag mit gräulichem Sudelwetter kam ich an die Ecke, wo Nösles Wagen stand.

Ein altes, braunes Wachstuch war über die papierene Welt gebreitet, der mit Schnee vermischte Regen klatzte darauf nieder, und in den Wachstuchtälern sammelte sich das Wasser.

Ich blieb stehen und wartete auf Nösle, die wohl eben in den Kundenhäusern war. Mich verlangte so, die Budlige han-

keren zu sehen, denn mir selbst ging heute, wie immer, wenn die Sonne lang verhüllt blieb, nichts aus der Hand. In mir war dann die große Mutlosigkeit, die alles lähmte, und die, wenn mir Gott der Herr seine Schöpferallmacht zur Verfügung gestellt hätte, nur müde hätte fragen können: „Ja, lieber Herr, wozu denn all das Getue?“ Da meinte ich denn, wie ich so unter meinem Regenschirm an der zugigen Ecke stand, wenn ich nur das Nösle sehen könnte, das wäre Arznei für mich.

Und nach einer Weile kam sie daher. Sie sah mich nicht, so breit ich da stand. Ihr Geist war bei ihrem Amt. Schon das zu merken war für mich eine Seligkeit. Langsam und vorsichtig nahm sie das nasse Wachstuch in die Höhe und ließ die Wasserfluten auf das Pflaster laufen. Ich sah ihr bleiches, unbewegtes Gesichtlein, über das der Regen rieselte, die nassen Haare und Schultern, den triefenden Rock. Und auf einmal hatte ich große Angst, sie könnte seufzen, könnte irgendeinen stöhnenden, einen Jammerlaut von sich geben. Das wäre ein großer Zusammenbruch meiner Hoffnungen gewesen. Denn wenn das Nösle nicht mehr mittat, wenn auch sie das Schwere und Zwecklose des menschlichen Sühnens einsah und darunter litt, dann hielt für mich der leise Trost, den ich mir zurechtgezimmert hatte, nicht mehr stand, der Trost: „Du bist eben in einen bösen Traum eingesponnen; in Wirklichkeit ist es eine höchst wichtige Sache, das emsige, ruhelose Treiben der Irdischen, und man kann seine Arbeit gar nicht ernst genug nehmen.“

Zum Glück seufzte oder stöhnte das Nösle nicht. Ein paar Kinderwindeln oder was das war, schob sie noch von ihren Zeitungsbündeln weg und nahm dann nach ruhiger und zielbewusster Auswahl eine Anzahl Blätter heraus, um die übrigen wieder sorgfältig zuzudecken.

Da mag es sein, daß ich geseufzt habe, denn plötzlich sah sie auf und mir ins Gesicht. Einen Augenblick starrte sie, ich weiß nicht vor was. Vielleicht sah sie, daß ich heute unverankert war wie einer, der auf der Herrgottswelt kein Amt hat. Dann winkte sie mit ihrem triefenden Kopf. „Sie, tätet jetzt Sie net e bißle nebe mei Wägele herfische mit Ihrem Schirm? 's ist saumäßig, wie's heut regnet. I hans so wohl zudeckt; aber i glaub, meine Blättle werdet doch no nah, no schempfet meine Lent —“

Ich trat herzu, sagen konnte ich nichts. Ich hielt nur stumm den Schirm über Gerechte und Ungerechte. So schnell ging das, wie ein Falke zuschnappt, die scharf gespannt war. Das Nösle hatte mich erlöst von meinem tiefen Elend, von der ganzen drückenden Zwecklosigkeit meines Daseins.

Da stand ich nun, und die Budlige huschte derweil durch die Häuser. Ich merkte bald, daß die Bestallung, die sie mir gegeben, nicht nur eine ruhige Hand und Ausdauer, sondern auch einen verteuft hellen Kopf erforderte. Ja, wenn der Regen immer nur von oben oder meinetwegen von einer Seite gekommen wäre! Aber da stießen die Winde an das Haus, und einmal sprühte es von links, einmal von rechts, einmal von oben und — ich glaube nicht zuviel zu sagen — sogar von unten. Dazu zeigte mein Schirm alle Augenblicke die Neigung, sein Innerstes gegen außen zu kehren. Man wird mir glauben, daß ich alle physische und alle Geisteskraft nötig hatte, um jede Tücke der Elemente zu parieren. Den Hut zog ich tief über die Ohren, ich spreizte die Beine und biß die Zähne aufeinander. O, wie schön war das! Nun wußte ich doch einmal wieder, zu was ich eigentlich auf der Welt war! Bald ließ ich meinen Schutz den Ostelbiern, bald den westfälischen Bergleuten, bald dem Mittelstand, bald der Landwirtschaft, den Gewerkschaften, dem Zentrum, dem Evangelischen Bund. Es war eine reiche Stunde dort an der Ecke, und ich dankte sie dem Nösle.

Ein paarmal war mir's auch, als schlichen, unter ihrem Schirme geduckt, Bekannte vorüber und schauten mich verwundert an. Einmal sagte eine dumpfe Stimme in mir: Du hast zu Hause eine „Geschichte der Philosophie seit Leibniz“ angefangen — aber alles schrumpfte zusammen, lag in weitzer Ferne, war unwesentlich und gestaltlos. Wichtig war nur, daß der Regen nicht in den Wagen klatschte.

Ich weiß nicht, wie lange mein Amt wahrte. Ich weiß nur, daß ich, als es mir abgenommen wurde, dachte: „Schade, jetzt wäre ich gerade ein wenig eingeschafft und in der Übung gewesen.“ Und es stieg wieder eine Bitterkeit in mir auf, daß es so und nicht anders auf Erden geht. Just dann, wenn der Esel das Hungern begriffen hat, stirbt er, und wenn man endlich zu leben gelernt hätte, muß man davon.

Das Nösle schenkte mir kaum einen Blick, als sie ihren Wagen weiterschob. Ich aber folgte ihr aus der Ferne. Ich

sah sie noch ein paarmal haltmachen und das nasse Wachstuch abschütteln. Aber ich ging nicht hinzu, um meine Hilfe ein zweites Mal anzubieten. Ist doch nichts so vergeblich, so tief enttäuschend, als eine schöne Stunde nochmals heraufzuführen zu wollen.

Es war schon früher Abend, als Nösle mit ausgeleertem Wagen heimwärts zog. Sie wohnt draußen im Süden der Stadt, wo es so sonderbar nach Steinkohlen, nach Sellerie und nach der Seele der Landwirtschaft riecht. Wo dunkle Schuppen, unordentliche Gärten, neue und doch schon böß verwohnte Häuser durcheinander stehen. Triefend wie eine Fischotter lag sie aus. Ich holte sie ein. Sie schaute zu mir empor. Ihre Augen blickten ruhig und klug. „Hant Sie heut frei?“ fragte sie.

Ich weiß nicht, ob sie etwas von mir weiß und was sie weiß. Kann sein, sie hält mich für einen Professor, einen Pfarrer, einen Rentier. Vielleicht auch für einen Maschinenheizer, einen Fabrikspottler, einen Stiefelputzer. Ihr Ton ist immer so absolut neutral, wie er wohl einmal drüben sein wird, wo vermutlich die soziale Schichtung aufhört.

„Ja“, sagte ich, „ich habe frei.“

„Was laufet Se denn no bei dem Wetter umeinander!“ Sie sprach sorglich, wie eine Mutter spricht, nicht frech oder naseweis.

Ich weiß nicht, warum es mich auf einmal kitzelte, dem tiefendnassen Kind etwas aufzupacken, was man doch ganz allein tragen sollte, und was sie nicht verstehen konnte.

„Ich laufe umeinander, weil ich nicht recht weiß, wozu man denn eigentlich lebt,“ sagte ich grimmig.

Da kam ein großes ungläubiges Verwundern in ihre Augen, mit denen sie zu mir aufschah, als hätte ich Chinesisch gesprochen. Sie gab ihrem Wagen einen Stoß, daß er vor ihr her durch die weißgraue Schmutzbrühe rollte. „Ja, möchten denn Sie sterbe?“ fragte sie dann in so tiefem Erstaunen, als ob Sterbenwollen die allergrößte Ungeheuerlichkeit der Erde wäre.

Ich starrte. So einfach lag doch die ganze Sache nicht, daß man eben sterben wollte, wenn man keinen Sinn hinter dem Leben sah. Sterben — ach nein! Da war doch noch die „Philosophie seit Leibniz“, da war mein behagliches Zimmer, meine Zigarre, mein Schachspiel mit dem langen Peter, da war mein Bücherschrank, meine Geige, meine Markensammlung, da war auch — ja wohl — da war auch der Schinken mit Eiern, den ich mir auf heute abend bestellt hatte, und das braune Bier. — Es war, wie wenn das Nösle mir mit seiner Frage einen Stoß gegeben hätte, der mich in einen Abgrund stürzen wollte. Nach tausend Dingen griff ich auf einmal, mich daran zu halten. Nach Dingen, denen ich zehn Minuten früher nicht zugetraut hätte, daß sie stärker seien als graue Spinnfäden.

Und ich stand wieder fest auf sicherem Grund und sah den ebenaligen Prinzeßinnen- oder Millionärskinderwagen vor mir im Schmutz stehen und das budlige, bleiche Nösle die Hände nach dem schmierigen Griff ausstrecken, das nasse Gesicht fragend mir zugekehrt.

„Nösle“, sagte ich und wurde wohl rot dabei, denn ich bin sonst ein anständiger Kerl, „Nösle, das verstehst du noch nicht. Du bist noch zu jung und hast zu wenig erlebt. Sag einen schönen Gruß an deinen Großvater.“

Denn bei ihrem Großvater lebte das elternlose Nösle. Ich kenne den Mann. Dann und wann habe ich ihm mit einer Zigarre unter die Arme gegriffen. Aber nicht umsonst. Sondern weil ich gemerkt habe, daß ich eine wundervolle Philosophie seit Leibniz schreiben könnte, wenn ich nur die Hälfte von dem, was in dem alten Kerlchen lebt, herüberleiten könnte in mein eigenes Innere.

„Jo“, sagte die Triefende, „i will's ausrichte. Aber es goht ihm wirklich gar net arg guet, er hot de Huste, der Doktor sächt, 's sei leb.“

„D“, rief ich erschrocken und mehr zu mir selber, „er wird dir noch nicht sterben!“

Da blieb sie noch einmal stehen mit ihrem Wagen und sah zu mir auf. Wie ein Strom von Ruhe quoll es aus ihr. „Er stirbt net. Wisset Se, so oft er am Sterbe ischt, freut er sich so drauf, daß er vor lauter Freue wieder g'sund wird. Des sächt d'r Doktor au —“ Und sie stapfte davon, und über ihren Buckel rieselte der Regen. Ich aber schlich heim durch Nässe und Wind, und es war mir ein qualender Gedanke, wie wohl der Großvater endlich aus dieser bösen Welt hinauskommen könne, wenn ihn immer wieder das unsinnige Sichfreuen auf den Tod vom Sterben zurückhält!